Intensität des Erlebens

Autor(en): **Stössinger, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **63 (1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-548411

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Alle sind sich einig, dass nur die Welt der Beziehung, die Ich-Du-Welt, das grosse wirkliche Leben bedeute. Obwohl auch die Es-Welt zum Menschen gehört, ist es doch die Welt der Beziehung, aus der der Mensch die lebendige Kraft schöpft. Dabei kann die Ich-Du-Welt, die Welt der Beziehung, drei Sphären umschliessen: das Leben mit der Natur; das Leben mit dem Menschen; das Leben mit den geistigen Wesenheiten. Wenn Es-Welt und Ich-Du-Welt ausgeglichen sind, lebt der Mensch harmonisch in der Gesellschaft. In kranken Zeiten aber geschieht es «dass die Es-Welt nicht mehr von den Zuflüssen der Du-Welt als von lebendigen Strömen durchzogen und befruchtet wird, sondern, abgetrennt und stockend, ein riesenhaftes Sumpfphantom, den Menschen übermächtigen. Indem er sich mit einer Welt von Gegenständen, die ihm nicht mehr zu Gegenwart werden, abfindet, erliegt er ihr. Da steigert sich die geläufige Ursächlichkeit zum bedrückenden, erdrückenden Verhängnis» [5].

Dann hat die kleine, Martin Buber nennt sie die gemeine Wirklichkeit, über die *grosse* Wirklichkeit gesiegt. Allerdings ist «Wirklichkeit keine feststehende Verfassung, sondern eine steigerungsfähige Grösse. Ihr Grad ist funktionell abhängig von der Intensität unseres Erlebens. Es gibt eine gemeine Wirklichkeit, die hinreicht, damit die Dinge verglichen und eingereiht werden. Aber ein anderes ist die *grosse Wirklichkeit.* Und wie könnte ich sie meiner Welt geben, als indem ich das Gesehene mit aller Kraft meines Lebens sehe, das Gehörte mit aller Kraft meines Lebens höre, das Getastete mit aller Kraft meines Lebens taste? Als indem ich mich über das erlebte Ding neige mit Inbrunst und Gewalt und die Schale der Passivität mit meinem Feuer schmelze, bis mir das Gegenüberstehende, das Gestalthafte, das Schenkende des Dinges entgegenspringt und mich umfängt, dass ich darin die Welt erkenne? Wirkliche Welt — das ist offenbare, erkannte Welt. Und die Welt kann nicht anderswo erkannt werden als in den Dingen und nicht anders als mit dem tätigen Sinnengeist des Liebenden.»

Und damit gelangen wir zum Kernpunkt. Nur wer das Du liebt, kann wahrhaftig in die Ich-Du-Beziehung treten. Denn «die Liebe zum Menschen, zum Mitmenschen ist ein welthaftes Wirken. Wer in ihr steht, in ihr schaut, dem lösen sich Menschen in ihrer Verflochtenheit ins Getriebe; Gute und Böse, Kluge und Törichte, Schöne und Hässliche, einer um den andern wird ihm wirklich und zum Du, das ist losgemacht, herausgetreten, einzig und gegenüber wesend; Ausschliesslichkeit ersteht wunderbar Mal um Mal — und so kann es wirken, kann helfen, heilen, erziehen, erheben, erlösen. Liebe ist Verantwortung eines Ich für ein Du: hierin besteht, die in keinerlei Gefühl bestehen kann, die Gleichheit aller Liebenden, vom kleinsten bis zum grössten und von dem selig Geborgenen, dem sein Leben in dem Eines geliebten Menschen beschlossen ist, zu dem lebelang ans Kreuz der Welt Geschlagenen, der das Ungeheure vermag und wagt: *die Menschen* zu lieben» [2].

Die Redaktion.

---

[1] Jean G. Lossier. Sur l'esprit de service. Revue Internationale de la Croix-Rouge. Juillet 1954.

[2] Martin Buber. Hinweise. Gesammelte Essays. Manesse Verlag, Zürich. Kapitel: Hoffnung für diese Stunde. Vorurteile der Jugend. Leistung und Dasein.

[3] Martin Buber. Das Problem des Menschen. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg.

[4] René Leriche. Philosophie der Chirurgie. Rascher Verlag, Zürich.

[5] Martin Buber. Ich und Du. Schocken Verlag, Berlin.

INTENSITÄT DES ERLEBENS

VON FELIX STÖSSINGER

Am 31. August ist in Zürich der Schriftsteller Felix Stössinger gestorben. Wir hatten Gelegenheit, diesen hochgebildeten, kultivierten Mann im Jahre 1942 als Insasse eines Flüchtlingslagers in Oberhelfenschwil kennen und schätzen zu lernen. Von der Intensität seines Erlebens selbst der sonst eintönigen Lagerjahre zeugt die folgende kleine, aus seiner Feder stammende Tagebuchnotiz. *Die Redaktion.*

Ich bin Strassenkehrer in Oberhelfenschwil geworden und leiste diese Arbeit mit dem Bewusstsein, dass ich als einer der gebildetsten Strassenkehrer der Schweiz zu besonderer Reinlichkeit verpflichtet bin. Ich kann nicht leugnen, dass mich diese Designation durch den Lagerleiter zuerst verstimmt hat. Ich fragte ihn, ob meine geistige Arbeit mit Null bewertet werde, deren Früchte dem Lager in vielen Vorträgen und Ansprachen zugute gekommen sind. Er erwiderte, ich müsse irgend eine praktische Arbeit leisten, die dem Lager sofort nütze. Wir einigten uns darauf, dass ich täglich eine Stunde Dienst habe. Bisher ist dieser Stundenplan niemals eingehalten worden, weil es mir peinlich

ist, die Arbeit unvollendet zu unterbrechen. Ich finde, dass jede Arbeit verpflichtet. Aber wem gegenüber? Dem Objekt. Wir arbeiten nicht um unseretwillen, sondern um der Dinge willen, die wir schaffen. Sie stellen Forderungen an uns. Die Umwelt ruft uns, wir folgen ihrem Ruf. Die Ideen rufen uns, die wir als Wissenschaftler, Künstler oder Männer Gottes aussprechen. Die Kinder rufen uns, die genährt, gewaschen und geleitet werden wollen. Die Tiere rufen uns, die genährt, gemolken, gepflegt werden müssen. Und ruft uns nicht auch die Erde, die bebaut und geordnet werden soll? Mir scheint, eine Strassenreinigung sei von landwirtschaftlicher Arbeit nicht ganz fern, denn ihr Objekt ist die Erde. Wie bei allen meinen Arbeiten interessiert mich die Methode. Wie hält man Schaufel und Besen, dass die Reinigung am besten erfolgt? . . .

Mir fallen beim Strassenreinigen die schönsten Melodien ein, und wenn eine Frau vorbeigeht und glaubt, mir ein bedauerndes Wort schuldig zu sein, weiss sie nicht, bei welch schönem musikalischen Erlebnis sie mich stört. Ich erforsche seit langem die Zusammenhänge musikalischer Einfälle mit den Bewusstseinserfahrungen. Warum fällt mir an diesem Tage gerade diese längst vergessen geglaubte Arie oder dieses Violinkonzert ein? Wie ist es möglich, dass ich eine längere Zeit arbeite und plötzlich bemerke, dass ich eine lange Passage in mir gesungen habe, die ich, aufgefordert, sie wiederzugeben, nicht in meinem Gedächtnis auffinden könnte? Aber schliesslich verlangt die Arbeit auch eine Aufmerksamkeit und einen Rhythmus, die beide wieder irgendwelche motorischen Kräfte des Bewusstseins anregen, die sich in Musik umsetzen. Und ich danke meinem Schöpfer — wie Schubert — in einem schönen Liede dafür, dass er mir die Musik gegeben hat.

GOTTHELF UND DIE FRAUEN

VON RICARDA HUCH

Die unmittelbare und herzstarke Beziehung, in der unser grosser Berner Dichter Jeremias Gotthelf, dessen Todestag sich am 22. Oktober zum hundertsten Male jährt, zu den Mitmenschen stand, spricht uns heutige Menschen in ganz besonderem Masse an. Immer, auch wenn er wettert und zürnt und seine Widersacher mit ätzender Kritik überschüttet, ist Gotthelf vor allem lebenswarmer Mensch. *Die Redaktion.*

Die Familie, der Gotthelfs ganze Vorliebe gehört, steht im Vordergrund seiner Werke. «Des Hauses Licht und die allgegenwärtige Schaffnerin Gottes» nennt er die Frau, «das innerste Rädli, den Geist im Haushalt» und dann wieder «die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen». In dieser Auffassung stimmen alle grossen Dichter überein, aber keiner, auch Goethe nicht ausgenommen, hat die Frau so hoch über das Irdische erhoben und zugleich mit so festen Füssen auf die Erde gestellt, und darum so vollendete Frauengestalten geschaffen wie Gotthelf. Er ist der wahre Frauenlob und ihm vor allem haben die Frauen Ursache, ein Denkmal in ihrem Herzen zu setzen.

Die Frau ist die Vertreterin Gottes, weil sie mehr Liebe und infolgedessen mehr geistige Kraft hat als der Mann, die nichts gemein hat mit Sentimentalität, die im Kopfe, und nichts mit Leidenschaft, die in den Sinnen lebt, sondern Herzensliebe, die aus der natürlichen Gatten-, Kindes-, Eltern- und Geschwisterliebe emporwächst, sich zur Treue verewigt und zur Gottes- und Nächstenliebe verklärt. Gotthelfs junge Mädchen verlieben sich wohl, aber bei der grössten Sehnsucht und Zärtlichkeit bewahren sie stets eine gewisse Zurückhaltung, die sie zuweilen fast kühl erscheinen lässt, es ist die Kühle eines lauteren Herzens. Vreneli liebt ihren Uli von Anfang an, das merkt der Leser, ebenso das Meyeli den Jakobli in Anne Bäbi Jowäger, das Aenneli den Felix in der Vehfreude, das Aenneli den Jeremias im Bauernspiegel. Alle diese sind arme, mehr oder weniger verlassene, im Leben schon schwer geprüfte Mädchen, die in dem Geliebten zugleich eine Heimat, einen Beschützer ersehnen. Trotzdem bleiben sie immer aufrecht, voll natürlicher Würde und natürlichem Stolz, und wenn das Herz auch einmal weich und schwach werden will, so führt es doch nie zum Sinken, zu qualvollen Kämpfen, es ist mehr nur ein schönes Zeichen des warmen Blutes, das in ihnen fliesst. Sie sind immer des Herren Magd, über dem Manne noch ist Gott ihr Herr, und das Gefühl, dass sie sich nie ganz verlieren werden, weil sie Gott gehören, verleiht ihnen, mehr oder weniger bewusst, die Unnahbarkeit und Ueberlegenheit. Andrerseits gibt er ihnen auch die Freiheit, sich unbefangen und